

**Wilfried F. Schoeller**

**Vom Glück der Fremde**

**Eine Zeltrede in Bergen-Enkheim**

Ach, meine Damen und Herren, wüssten wir doch, was das ist: das Glück. Seit Aristoteles hat uns *auch diese* Frage nicht losgelassen. Ludwig Marcuse, der einst eine „Philosophie des Glücks“ geschrieben hat, wollte sich auf eine genaue Definition nicht einlassen. Für ihn gehörte das dazu, „was alles schon einmal Glück gewesen ist; alles, was schon einmal jemand glücklich gemacht hat; wie vielfältig der Mensch Glück hervorgebracht hat“. Er tänzelte mit vielen launigen Worten um einen nebulösen Wert herum.

Die Happyologie, ein neuer Zweig der Wissenschaft, ortet das Glück nicht mehr in der Seele oder wenigstens im Herzen, sondern im Gehirn: in Nervenzellen eines bestimmten, stammesgeschichtlich sehr alten Teils des Gehirns. An der Universität von Chicago wertete der ungarische Glücksforscher Csikszentmihalyi mehr als 100 000 Glücksberichte aus und kam zu dem Schluß: Glück ergibt sich aus der Herausforderung, über sich hinauszuwachsen. Die Höchstgefühle entstehen bei der Suche nach neuer Erfahrung. Wenn die Menschen ihre Grenzen überschreiten, nehmen sie am großen Programm der Freude teil. Von einer solchen Glückserfahrung will ich Ihnen heute erzählen – oder wenigstens vom „Gegenglück“, nämlich der Weite, der Erfahrungsdichte und den Inhalten heutiger Literatur im europäischen Rahmen.

Doch bevor ich davon anfangen möchte, möchte ich mich herzlich für die Einladung zu dieser *Zeltrede* bedanken. Das Amt des Stadtschreibers ist mir seit seiner Einrichtung gut bekannt. Oft saß ich unter Ihnen als Zuhörer oder stand hinter einer Fernsehkamera, um die Stadtschreiber für den HR zu porträtieren und dankbar nutze ich die Gelegenheit, einmal vor Ihnen zu stehen, gleichsam im Wechselraum, der die

Staffelübergabe des einen Schreibers zum anderen ermöglicht. Wenn ich in den kommenden 24 Minuten selbst etwas über die Grenzen hinausgehen sollte, die einer solchen Rede gesetzt sind, bitte ich um Ihre Nachsicht und Ihre Geduld.

Beginnen wir mit einer Verlegenheit, die Sie gewiß mit mir teilen. Allenthalben traktiert man uns mit vielbändigen Kassetten und Buchreihen. Meistens wird uns dabei *Weltliteratur* versprochen, im Dünndruck oder in Schwartendicke. Dringlich nahegelegt wird uns das Gipfelgespräch der Klassiker. Der eine Kanon verjagt den anderen. Diese Übungen, immer im Brustton der unvergänglichen Werte, haben etwas Einschüchterndes. Man ist als Leser genervt und geniert sich ein wenig für die Urheber des Lärms. *Weltliteratur* wird dabei zu einer ranzigen Größe. Verschont uns doch mit dem Gerede über Weltliteratur und lasst uns in Ruhe lesen, was wir lesen wollen, möchte man ihnen zurufen.

Wenn *ich* von Weltliteratur rede, meine ich etwas anderes, etwas, dessen ich mir nicht allzu sicher bin, das ich erst erkunden will – einen Prozeß eher als ein Ergebnis, einen Vorgang, der meistens mit dem Übersetzen beginnt.

Was wir alle wissen, aber uns selten bewußt machen: die Geschichte der von uns benutzten Sprache fängt an mit einer Übertragung: das Frühneuhochdeutsche wurzelt in Luthers Bibelfassung, in *seiner* Frische des Ausdrucks, Bildkraft und Wortschöpfungsenergie. Wenigstens gab er den entscheidenden Impuls für die Vorstellung, daß das Deutsche ein Medium für die heiligen Texte und für die Poesie aller Völker sein könne.

Die deutsche Klassik war unter anderem ein einzigartiges Projekt, große Werke

aus fremden Sprachen in unsere zu überführen. Dazu nur einige einsilbige Hinweise. Johann Jacob Bodmer, der 1732 seine Milton-Übersetzung veröffentlichte, wollte ein Beispiel geben für den Zugang zu Werken, die, wie er schrieb, "lebendig begraben" seien. Herder hat sich um die Lieder der Völker verdient gemacht und sie mit der ungemein wirksamen Vorstellung versehen, man könne in dieser Poesie die Ursprünge von Völkern aufspüren.

Die klassische Epoche: Wir sehen Bürger, Stolberg und Voß im Kampf um Homer, Wieland als den Mann, der Shakespeare bei uns eingebürgert hat, und August Wilhelm Schlegel ihm auf den Fuß folgend. Mit engelländischen Romanen befaßte sich - der heute vergessene - Johann Joachim Christoph Bode. Calderon und Cervantes waren die Lieblinge der Romantiker, nachdem Lessing und Herder Luthers gepanzertes Vorurteil gegenüber allem Spanischen gesprengt hatten. Tiecks Übersetzung des "Don Quichote" ist, öfter revidiert, aber nicht grundsätzlich überarbeitet, noch heute im Handel und - man mag es kaum glauben - die einzige deutsche Ausgabe. Allerdings wird sich daran bald etwas ändern.

Die Bemühungen der Klassik, insgesamt des vom Morgenland beieindruckten 19. Jahrhunderts, um die *orientalische* Dichtung müßten gerechterweise erwähnt werden und wenn wir an den genialen Übersetzer und Orientalisten Friedrich Rückert denken, so wird klar: es stand in Deutschland schon mal besser, was unsere Kenntnis der islamischen Kultur betrifft.

Was haben diese Leistungen erbracht? Die Grenzen des deutschen Nationalbewußtseins sind durch diese Transfers unschätzbar erweitert worden. Goethe verachtete die fatale Neigung, Literatur in geographische Gebiete einzuschließen.

Nach den Napoleonischen Kriegen rückte er selbst in ein größeres, auswärtiges Beobachtungsfeld. Viele Besucher aus Frankreich meldeten sich bei ihm, die Zahl der Briefe aus dem Nachbarland an ihn nahm zu. Er wertete das als Ausdruck der "anmarschierenden Weltliteratur". Zuerst in seinem Tagebuch fixierte er 1827 den Begriff. Goethe verstand darunter ein Medium, das den geistigen Verkehr mit fremden Völkern ermögliche, keinesfalls nur einen Kanon erhabener Werke. Übersetzer waren für ihn in der Rolle von "Eilboten" "aus allen Weltgegenden". Er vergegenwärtigte sich den Begriff "Weltliteratur" durchaus als freien geistigen Austausch von literarischen Werken, philosophischen Überlegungen und kritisch-theoretischen Meinungen.

Der Begriff *Weltliteratur* blieb danach durchaus erhalten, aber in kleinerer Münze. Er wurde nach der gescheiterten Revolution von 1848, zum Gefäß für einen Kanon literarischer Großwerke, die zur Einrichtung des Bildungsbürgers gehörten. Der Begriff des Nationalen, an dem sich Goethe gerieben hatte, den er überwinden wollte, war nun übergeordnet. Anhänger der Weltliteratur konnten demnach nicht nur, wie Goethe gewöhnt hatte, Menschen mit dem utopischen Anspruch von Weltbürgern sein, sondern auch die schlimmsten Chauvinisten. Zu den Zeiten der deutsch-französischen Erbfeindschaft konnte man einzelne Schriftsteller und Künstler des jeweils anderen Landes loben, ansonsten aber in die übelsten Grimassen des Nationalismus verfallen.

Nach 1945 war es durchaus schwierig, wiederum einen internationalen Kanon einzurichten. Daß es diese eine und einigende Welt der Literatur geben könne, wo sie als reale doch in Trümmern und Agonien lag, mußte lange nur als blinder Glaube,

als Naivitätszeugnis erscheinen. Der Begriff „Weltliteratur“ scheint heute unwider-  
rufflich abgewertet zu einer Spitzmarke für globale Verkaufserfolge von Büchern.  
Weltliteratur sind demnach die Harry-Potter-Bücher oder Michael Moore, um die  
aktuellsten Produkte internationalen Marketings zu nennen. Das Wort ist ein Syn-  
onym für weltweit verbreitete Konsumartikel - wie Coca Cola, Bigmac, Präservative  
oder Volkswagen.

Aber gerade aus der ökonomischen Globalisierung durch den Gemeinsamen  
Markt ist die Literatur gestärkt hervorgegangen – als europäische Größe. Sie ist in  
Europa zunächst dem politischen Prozeß vorausgegangen. In Osteuropa haben  
Schriftsteller dem Fall des Eisernen Vorhangs vorausgeschrieben. Sie haben die  
Gegenwörter zur Mauer und zur Abschließung formuliert. Seitdem wächst Europa,  
literarisch gesehen, von seinen Peripherien ins deutsche Sprachgebiet hinein. Es  
entsteht eine „neue Unübersichtlichkeit“ und sie ist ein enormer Zugewinn. Mag die  
Europäische Union von Deutschland und Frankreich politisch dominiert werden –  
in der Literatur überwältigt ein bis dato nicht vertrauter Reichtum an unterschiedli-  
chen Stimmen, meistens von anderswo her. Wer der Vorstellung von einem *litera-  
rischen* Europa anhängt, hört noch einmal den Gesang der Sirenen. Ihre Melodie  
ist fremd: niemand darf von ihnen die nächste Nähe zu unserer Vorliebe erwarten,  
mit sich identisch zu sein. Sie bilden einen Raum des Nichtidentischen. Jeder will  
ja heute mit sich, seiner Psyche, seiner Volksgruppe, seiner Vorstadt, seinem eth-  
nischen Stammtisch und was nicht alles sonst identisch sein. Aber Identität ver-  
spricht Hochmut, warnt der ungarische Großeuropäer György Konrád. Einen Kur-  
sus in fremden Tonlagen müssen wir schon absolvieren.

Gemeinsam ist diesen Autoren die Körpernähe von Geschichte. Die Erfahrungen

der Nazi Herrschaft und des Stalinismus werden einander konfrontiert, die lange Nacht des Exils ist vielen dieser Autoren bekannt und geht mit ihnen nicht zu Ende, das Gedächtnis gilt ihnen als eine der letzten verbliebenen moralischen Instanzen.

Europa ist bedeutsam als *geographische Größe*: von Sizilien bis an die Grenze von Weißrußland, von den Färöern bis nach Rumänien. Europa wird von Brüssel aus als *Verwaltungseinheit* modelliert: durch Marktordnungen und Erlasse, die wir oft nicht einsehen können. Aber wir hätten keine Vorstellung von unserem sogenannten Kontinent, wenn es Europa nicht als *literarischen Text* gäbe – von der Erzählung über den Raub der Europa, Tochter des Phönix, durch Zeus in Gestalt eines Stiers bis zu den Schriftstellern unserer Tage. Nur diese Texte, die unsere Gemeinsamkeit und Differenz ausdrücken, sind uns zugänglich. Geopolitiker werden wir in unserem Leben nicht mehr, und das Verwaltungsdeutsch können wir nicht lesen.

Falls wir diesem Reichtum frönen wollen, haben wir viele Brüsseler Zumutungen zurückzuweisen. Kulturelle Belange sind in den europäischen Verträgen weitgehend ausgeklammert. Für die europäische Einigung gibt es in Brüssel und in Straßburg keine definitiven *kulturpolitischen* Rahmenvorstellungen. Neoliberaler Geist zählt allemal mehr als die Idee eines Kulturraums Europa. Wer von Brüssel Fördergelder haben will, scheitert im Regelfall schon an den Anträgen, einer Papierorgie an Bürokratismus. Der Fonds, der für Übersetzungen zur Verfügung steht, ist ungenügend. Und vieles andere mehr an Missständen wäre zu erwähnen. Aber halten wir uns damit nicht auf.

Die europäische Literatur ging der politischen Einigung weit voraus.

In den neunziger Jahren wurde eine intensive Debatte über die Geschicke und Geschichte, die Einheit und Zukunft Mitteleuropas geführt. Vor allem aus dem Blickwinkel von Dissidenten in osteuropäischen Ländern entstand wiederum ein Frageraum Mitteleuropa: bewegt vom kulturellen Erbe, das der Vielvölkerstaat der Habsburger Doppelmonarchie für sie darstellte, angezogen von einer Vorstellung, die sich mit dem Ostwest-Schisma nicht abfand, besprachen sie die Chancen eines kulturellen Sinns für Europa.

Wo liegt der geographische Mittelpunkt Europas? Es entstand das Fragespiel nach dem europäischen Zentrum. Paris, Berlin, Budapest wurden herangezogen. Ein rhetorisch gewitzter Zeitgenosse, vermutlich aus dem Baltikum, hat die Mittelpunktlinie nach Norden zu verlagert und mit der Memel bezeichnet, denn es ging ihm darum, im Westen mehr Aufmerksamkeit für Osteuropa zu erzeugen. Nur weiß im Westen kaum mehr so recht, wo dieser Fluß liegt. Die Debatte über die Mitte von Mitteleuropa bestand in einer Art Renaissance der Vorstellung, daß es einen kulturgeschichtlichen Einheitsraum gibt, in dem unendliche viele regionale Unterschiede möglich und lebenswert sind, die Mitte hingegen eine variable Größe bleibt.

Wollte man etwa ein Mosaik des europäischen Romans legen, in dem die einzelnen Bausteine zueinander passen, könnten wir vor allem mit Kronzeugen aus sogenannten „kleineren“ Literaturen und Regionen, aus Portugal, Spanien, Holland und Schweden, aus Sizilien, vom Balkan, vom Baltikum, aus Polen und sogar aus Albanien aufwarten.

Vielleicht legt die europäische Einigung gerade diese Lehre nahe: daß die Periphe-



rie die europäische Kultur in einer besonderen Weise ausdrückt. Sie bewahrt das Gedächtnis für historische Eigenart, die im Gesamtprozeß der übernationalen Politik zu verschwinden droht. Es besteht ja die nicht ganz von der Hand zu weisende Befürchtung, daß sich unser Alltag uniformiert: überall die gleichen Moden, das gleiche fast food, die gleichen Unterhaltungsprogramme im Fernsehen und die gleiche Werbung. Dem können das Kleine und das wenig Beachtete, die Region und das schmale Territorium einen gewissen Widerstand entgegensetzen.

Die osteuropäischen Staaten mit ihrer historischen Verspätung und ihrem Beharren auf anderen Lebensformen könnten dabei eine nicht unwesentliche Intonation übernehmen.

Zum anderen spielen in den kleinen kulturellen Räumen meistens noch fremdere Größen mit: In Portugal ist Afrika mit den ehemaligen Kolonien nahe, ist die Vergangenheit des Seefahrerreiches lebendig, in Spanien ist Lateinamerika anwesend, in den Niederlanden das fernöstliche Element nicht ausgelöscht, in der russischen Literatur sind asiatische Fernen mit repräsentiert.

Eine so welthaltige Literatur geht der Vergrößerung des politischen Erfahrungsraums voraus, nicht hinterher. Welchen anderen Sinn könnte diese Versammlung ungewohnter Namen denn auch anders haben, als auf die regionalen Verhältnisse einzugehen, dorthin zu leuchten, wo die Fernsehbilder nicht ausreichen, wo Sprache ihr Gedächtnis für die vergangenen Geschehnisse und für ihre Spuren im gezeichneten Subjekt erweisen kann? Über die Grenzen hinaus gelangen wir am besten durch Bücher, nicht durch den Touristen oder den News-Anbeter in uns.

Es besteht jedoch die Gefahr, daß wir uns nur als Eurozentristen erproben, die den Blick aufs wahrhaft Fremde und Andersartige vollständig verlieren, wenn wir den

Begriff der "Welt" mit "Europa" gleichsetzen. Es besteht ja die Gefahr, daß wir durch die neue Größe der EU aus 27 einzelnen Staaten, wegen der gewaltigen Aufgabe eines inneren Ausgleichs, der Ausbildung eines gemeinsamen Marktes und gleicher Verwaltungsstrukturen einem geradezu närrischen kulturellen Isolatismus verfallen. So enthielte die Europa-Debatte, die seit 1989 verstärkt ist, auch Momente eines selbstgewollten Dressurakts.

Vor allem in England und Frankreich hingegen gibt es eine andere Ausgangssituation, von der wir lernen können. Ich meine die Regentschaft des postkolonialen Blicks. In dem Maße, in dem die Territorien in Afrika und in Asien verloren gingen, rückten deren Autoren nach vorne. Zum Beispiel mit Salman Rushdie, Kerri Hulme, Michael Ondaatje, V.S. Naipaul, mit Wole Soyinka, um nur einige Namen zu nennen, verbinden sich mehrere Besonderheiten: vor allem der Typus des *translated man*, der in eine andere Kultur "übersetzt" oder auch "übergesetzt" worden ist, gleichermaßen der Fährmann und der von mehreren Kulturen Überlagerte. Diese Autoren schreiben Englisch oder Französisch, in der Sprache der ehemaligen Imperialisten und Unterdrücker, oft mit Schmerzen und Reibungswiderstand. Heimat ist für diese Autoren etwas Mobiles, etwas, das man transferieren kann. Es entsteht dabei eine neue Weltliteratur der Mischungen und Brechungen, die wir in Deutschland zwar in faszinierenden einzelnen Büchern registrieren, in ihrem Ausmaß jedoch kaum wahrhaben wollen. Denn wir sind noch immer nicht geneigt, eine politische Grundbedingung dafür zu akzeptieren. Wir wollen uns *noch immer nicht als Einwanderungsland* verstehen.

Unzählige Menschen in allen Teilen dieser Erde sind heute auf der Flucht. Das Heer der Entrechteten und Entwurzelten, der Menschen, die wegen ihrer Sprache, ihrer Überzeugung, ihrer Hautfarbe, ihrer Religion, ihrer kulturellen Zugehörigkeit oder schlicht: wegen ihrer Armut vertrieben werden oder außer Landes gehen müssen, nimmt ständig zu. Rund 190 Millionen Menschen, behaupten Fachleute der Vereinten Nationen, sind ständig unterwegs, um nach einem besseren und freieren Leben irgendwo anders als in ihrem Herkunftsland zu suchen. Dagegen helfen die Mauern der *Festung Europa* gewiß nicht. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, dass nicht nur die gewöhnliche Bundesligamannschaft einen fremdländischen Kader aufweist, sondern auch der deutsche Alltag und dass daraus neue Brechungen, Verfremdungen und Überlagerungen entstehen.

Damit ergibt sich vielleicht der neue Umriß von *Weltliteratur*. Sie wird verfasst von Leuten, die sich wie selbstverständlich am falschen Ort empfinden. Sie sind Experten der Zeitsprünge, der Untergänge von Lebenswelten, Gegenfiguren zur Behauptung, wir müssten mit uns identisch sein. Sie machen ihre Erfahrungen durch den Grenzübertritt, sie entkräften das Doktrinäre, das dem Wort „Heimat“ auch anhaften kann, wenn man nur an die letzten rechtsradikalen Ausschreitungen denkt. Sie schreiben einen Fortsetzungsroman über jene Dynamik, die uns alle erfasst hat und die uns vom angestammten Platz verweist, auch wenn wir uns noch so sehr nach einem Moratorium sehnen mögen.

Es gibt jetzt schon eine Reihe von vorzüglichen Schriftstellern, die man einer leeren Gewohnheit nach als "Ausländer" bezeichnet, was aber falsch ist, weil sie die deutsche Sprache weitaus besser beherrschen als der allergrößte Teil unserer Bevölkerung. Aber wie kann man sie richtiger benennen? Vielleicht als Vermittler ei-

ner Fremde, die in ihnen weiterlebt und die sie zu uns fragen. Der vielleicht absonderlichste Fall in der Beispielreihe ist der deutsche, in Leipzig ausgebildete Schriftsteller Galsan Tschinag, der in Sibirien das Oberhaupt eines Stammes mit einer animistischen Religion ist und mit seinen Buchhonoraren den vielleicht aussichtslosen, aber tapferen Kampf aufnimmt um die Erhaltung der Traditionen seines winzigen Volkes.

Wir sind geneigt, den wirtschaftlichen Globalismus als das Ungeheuer der Gleichmacherei und der sozialen Kälte anzusehen. Aber käme es nicht darauf an, darin gerade eine kulturelle Chance zu sehen: nämlich aus dem Winkel und aus den Betulichkeiten der Nationalliteratur herauszukommen und die *Globalität der Literatur* als einen Zugewinn zu betrachten? Als Leser befinden wir uns in einem ungeheuren Raum, in dem wir uns, mehr denn je, frei und ungehindert bewegen können.

Aber warum erzähle ich Ihnen davon? Zum einen, weil ich diesen Kanon der entlegenen Bücher für die eigentliche Glücksurkunde halte. Geben wir es doch zu: es ist eine Lust, an diesem Bücherreichtum teilzunehmen. Lassen wir uns diese Wonnen doch durch kein Krisengerede abschwatzen. So souverän wie heute konnten wir uns noch nie in den entferntesten Bücherwinkeln dieser Welt aufhalten. Deutschland ist das Leseland mit den meisten Übersetzungen. Für diese stolze Sicherheit sollten wir eintreten. Das wäre übrigens auch eine Aufgabe für unsere Bundesbildungsministerin.

Zum anderen erzähle ich davon, weil man mir nahegelegt hat, keine Laudatio auf Reinhard Jirgl zu halten. Das fällt mir schwer, denn ich bin in dieser Hinsicht Geeinrückfälliger Gewohnheitstäter. Ich falle mir ins Wort: Unter der Hand ist der Text

doch eine Lobrede auf ihn geworden. Denn seine Bücher geben meinen Überlegungen viel Auftrieb.

Er ist mit einer imperialen Sprachmacht ausgestattet: Seine Bücher sind Rundgänge durch deutsche Ruinenlandschaften, über zerborstene Zeit, Endzeit-Opern, Elegien auf die allerletzten Hoffnungen, aber auch Abräumarbeit und Sprachforschungsvorhaben deutscher Zustände. Er hat, um einen seiner Romantitel zu zitieren, „die atlantische Mauer“ gesprengt, er hat Flucht und Vertreibung, vor allem den Phantasien, die in den Flüchtlingen danach entstanden, einen erzählerischen Raum gegeben. Er ist ein Anhänger der Vielstimmigkeit. Sein Werk ist der Beweis, dass man nicht von weit her kommen muß, um vom Horizont schreiben zu können.

Für mich, der aus dem oberschwäbischen Süden stammt, ist der Name „Jirgl“ ein Vorname; er steht für „Georg“. Reinhard Jirgl somit einer, den man mit zwei Vornamen anreden kann. Auf diese Weise könnte man mit ihm vertraut werden. Das wünsche ich Ihnen, liebe Bergen-Enkheimer und bin mir sicher, dass Reinhard Jirgl das Seine dazu beitragen wird, dass er mit seinen Büchern nicht nur ein literarisches *Glücksversprechen* für Sie bleibt.